

Silja Ukena

# Ein Jahr in Paris

Reise in den Alltag

**HERDER** 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Gedruckt auf umweltfreundlichem,  
chlorfrei gebleichtem Papier

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany

© Verlag Herder Freiburg im Breisgau 2007

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Satz: Dtp-Satzservice Peter Huber, Freiburg

Herstellung: CPI Moravia Books, Pohorelice 2007

Umschlaggestaltung und Konzeption:

R·M·E München/Roland Eschlbeck, Liana Tüchel

ISBN 978-3-451-05742-7

## *Inhalt*

Wie ich nach Paris kam	9
Mai – Anfänge	11
Juni – Aufbrüche	29
Juli – Der Pudel von Paris	47
August – Champagner für alle	61
September – Lesen Sie Le Monde?	85
Oktober – Le Munster	105
November – Königinnen	117
Dezember – Pizza Frutti di Mare	129
Januar – Super jolie nana	147
Februar – Vitamin B für die Präfektur	159
März – Goût de vivre	169
April – Fin?	185

*Für h. r. und j. l.*

## *Wie ich nach Paris kam*

ES BEGANN IRGENDWANN kurz nach meinem 30. Geburtstag. Dieses kleine, nagende Gefühl, dass da doch noch etwas wäre. Warten würde. „Du spinnst“, sagte Georg, mein Freund, seit wir gemeinsam im Kindergarten der Frau Pfarrer die Bibel versteckt hatten, um zu sehen, ob sie es auch auswendig könnte. Sie konnte – aber das tut hier eigentlich nichts mehr zur Sache, jedenfalls sagte Georg: „Du spinnst. Dir geht es einfach nur zu gut.“ Womit er recht hatte, aber vielleicht war genau das der Punkt. Ich hatte einen passablen Job, einen netten Freund, der mich, zugegeben, einigermassen langweilte, aber höchstwahrscheinlich auch heiraten würde, „wenn du das auch möchtest“. Ich hatte Freunde und eine Wohnung mit Balkon und Wäschetrockner. Alles bewegte sich in eine Richtung, die bestimmt nicht verkehrt war. Und trotzdem. Was war mit dem großen Rest? Dem Abenteuer, der Möglichkeit, auch ein anderes Leben zu leben?

„Ich gehe nach Paris.“ Wohlweislich probierte ich diesen Satz zuerst bei Georg aus. „Du spinnst“, sagte er mal wieder. Er sagte das überhaupt sehr oft. „Muss es denn gleich Paris sein? Wie wäre es mit München? Da kannst du wenigstens arbeiten. Außerdem duschen sich die Franzosen nie.“ Diese Argumentation war zugegeben nicht ganz klar. Aber man muss dazu wissen, dass Georg Frankreich und alles, was damit zu tun hat, verabscheut. Seine Kenntnisse beruhen dabei auf einem Schüleraustausch in der neunten Klasse, den wir in der Normandie verbrachten. Nun war das nicht gerade der

ideale Einstieg, das stimmt. Es war unglaublich kalt und zügig, die Franzosen sprachen genauso wenig deutsch wie wir französisch, und es gab praktisch zu jeder Mahlzeit nach Salz schmeckendes Lammfleisch. Vor allem jedoch waren unsere Austauschpartner attraktivitätsmäßig betrachtet tief enttäuschend. Natürlich hätte es niemand zugegeben, aber insgeheim hatten alle auf eine romantische Begegnung gehofft. Und dann waren die Jungs klein und dünn, und die Mädchen hießen zwar manchmal Marianne, sahen aber keineswegs danach aus. Kurz, am Ende des Schuljahres hatten die meisten von uns, darunter auch Georg, Französisch als Lernfach abgewählt. Ich nicht, aus welchem Grund auch immer. Mir gefiel, wie federleicht diese Sprache klang, und ich wusste: Es gibt immer noch Paris. Die Stadt der schönen Frauen und eleganten Männer, der Mode und der Liebe und der Literatur darüber; die Heimat von Edith Piaf und Alain Delon, von Coco Chanel und Yves Saint Laurent.

Das dachte ich jetzt wieder.

Und dann tat ich es einfach.

Ich ging zur Bank und beschloss, Omas „eisernes Konto“ anzubrechen, das sie mir vermacht hatte – „für schlechte Zeiten“, wie sie immer sagte. Aber vielleicht war es auch für gute Zeiten richtig. Ich trennte mich von meinem Freund, er hatte Verständnis, und kündigte meinen Job, wofür niemand Verständnis hatte.

Und dann hatte ich plötzlich nur noch einen Koffer und alle Freiheit dieser Erde. Paris, ein Fest fürs Leben. Oder doch nicht?

Ein französischer Bekannter sagte mir später, die Idee von dieser Stadt sei immer noch stärker als ihre Wirklichkeit. Ich musste ihre Wirklichkeit erst kennen lernen, um zu verstehen, was er meinte.

## *Mai – Anfänge*

*1. Kapitel, in dem ich enttäuscht bin, dem Geist von Paris nachlaufe, eine erste Bekanntschaft mache, beinahe überfahren werde und lerne, was eine grammatische „Ausnahme“ ist.*

*Erkenntnisse: 1. Das Baguette ist eine Frau. 2. Die Regel ist die Ausnahme.*

*Aufgabe des Monats: Die Franzosen verstehen und die Franzosen dazu bringen, mich zu verstehen.*

ALS ICH AM FLUGHAFEN CHARLES DE GAULLE das erste Stück Pariser Himmel erblickte, da war es grau. Ich musste an Hemingway denken, an seinen Roman „Paris – ein Fest fürs Leben“, der mit dem Satz beginnt: „Dann war das schlechte Wetter da“, und dann rammte mir jemand seinen Koffer in die Hacken und raunzte etwas Unverständliches, etwas, das wahrscheinlich bedeuteten sollte, ich möge hier gefälligst nicht den Verkehr aufhalten. Die Menschen stürzten sich auf ihre Koffer, rannten hinaus über das schwarze Pflaster in den Regen, zum Taxi, zum Bus, zum Bahnsteig der RER. „Welcome to Paris“, hatte die Stewardess gesagt. „We wish you a pleasant stay.“ Vom Regen hatte sie nichts gesagt und auch nicht davon, dass der Aéroport Charles de Gaulle ein vollkommen unverständliches Ungetüm aus Sichtbeton sein würde, eine Art Gebäude gewordene Metapher der französischen Grammatik. Als internationaler Flughafen jeden-

falls nur bedingt geeignet. Ich musste einen Bus finden, der mich zum Étoile bringen sollte. Dort würde Arnaud mich abholen. Arnaud war ein Freund von Freunden, und er und seine Frau Isabelle hatten sich freundlich erboten, mich in der ersten Zeit bei sich wohnen zu lassen.

Isabelle und Arnaud waren das typische Pariser Paar, das es zu etwas gebracht hat. Beziehungsweise hatte Arnaud es zu etwas gebracht, und Isabelle ihn dazu, sie zu heiraten. Inzwischen hatten sie zwei Autos und zwei Kinder, jede Menge Streit und verbrachten die Ferien mit den Schwiegereltern in der Vendée. Arnaud war Absolvent der Eliteuniversität „Sciences Po“, mit vollem Namen „Institut d’Études Politiques de Paris“<sup>1</sup>, und arbeitete in einer großen Unternehmensberatung. Isabelle machte auch irgendetwas in der Firma ihres Vaters. Was, habe ich nie genau begriffen.

Sie erwartete uns mit einem „kleinen Imbiss“. Salat, Pasteten, etwas Brot und Käse. Wein und Wasser in Karaffen. Ich glaube, das war meine Rettung an diesem Abend – diese Fähigkeit der Franzosen, zu jeder Zeit und an jedem Ort ein gutes Essen zu servieren. Meine Angst vor dem Neuanfang, die mich schon am Flughafen in Deutschland übermannt hatte, die Enttäuschung über das schlechte Wetter, die Fremd-

---

<sup>1</sup> Das IEP Paris ist die älteste und berühmteste von neun Hochschulen dieser Art in ganz Frankreich. Die IEP, an denen längst nicht mehr nur Politikwissenschaften, sondern inzwischen auch Jura, Wirtschaftswissenschaften, Soziologie, Geschichte, Sprachen und Internationale Beziehungen gelehrt werden, bildet zusammen mit den anderen *Grandes Écoles* Frankreichs Führungseliten aus. Das Studium dauert etwa fünf Jahre, ein Spitzenjob ist anschließend so gut wie garantiert. Entsprechend hoch sind die Anforderungen bei den Aufnahmetests, die entweder schriftlich (*sélection sur dossier*) oder im direkten Auswahlverfahren (*sélection sur concours*) erfolgen.

heit in dieser mit gelben Stoffen und Stores überladenen Wohnung im 16. Arrondissement.

Als ich später auf dem mit Bourbonen-Lilien gemusterten Schlafsofa lag, hatte ich die erste Lektion in Pariser Gesellschaftskunde hinter mir: wie man *conversation* macht. Arnaud, ganz junge Elite, hatte die Situation gewandt im Griff. Er brillierte und hatte zu allem etwas zu sagen. Zum Käse: „Unser *traiteur* bekommt ihn direkt aus der Gegend von Chartres, musst du wissen.“ Zur Kunst: „Du solltest ins Musée Picasso gehen. Picasso hat mir einen ganz neuen Blick auf die Welt eröffnet.“ Zur Lage der Nation: „Nein, ich würde nicht vom *Niedergang* sprechen. Die Nation befindet sich in einer *Krise*. Aber es gibt Hoffnung.“

Isabelle blickte dazu auf ihren makellos gedeckten Tisch. Da meine Meinung in Arnauds Diskurs sowieso nicht gefragt war, hatte ich Zeit, sie zu betrachten. Sie war schön, Isabelle, kein Zweifel. Ihr Teint ebenso fein wie das Porzellan auf dem Tisch, allerdings ohne Landhausbemalung. Eine von diesen Frauen, die niemals enttäuschen. Immer passen die Mokassins zur Handtasche, nie verlässt ein Haar die Frisur, und dass sie zwei Kinder hat, sieht man ihr nur an, wenn sie mit ihnen unterwegs ist. Trotzdem ist da immer dieser leicht gespannte Zug um den Mund, diese Falte an der Nasenwurzel, das leise Signal. Etwas nagte in ihr. Aber sie wusste nicht, was. Meine erste Pariserin seit Madame Merseburger, unserer Französischlehrerin. Ich hatte vor, eine größere Sammlung an Modellen anzulegen. Schließlich wollte ich selbst eine werden. Doch würde das noch eine Weile warten müssen. Denn der Gedanke an Madame Merseburger brachte mich zu einem ganz anderen Problem: meinen Französischkenntnissen. Oder vielmehr deren Abwesenheit. Dabei hatte ich die Sprache doch geliebt, vom dem Moment an, als Madame – von „*l'amour*“ einst ins kalte Deutschland verschlagen – uns

die ersten Worte beigebracht hatte. Dass deren überaus komplizierte, vollkommen unlogische und stellenweise ins Neurotische tendierende Grammatik durchaus einen Hinweis auf den Charakter ihrer Sprecher bietet, sollte ich ja erst viel später begreifen. Freund Georg fand schon damals: „Subjonctif ist krank.“ Ich hingegen lernte begeistert jede grammatische Ausnahme (es waren hunderte), las alles von Zola (geschätzte achttausend Seiten) und beschloss, gleich nach dem Abitur meine grobe Heimat zu verlassen und nach Paris zu ziehen. Wenn Madame Merseburger in Deutschland die große Liebe gefunden hatte, warum sollte mir das nicht umgekehrt gelingen?

Es kam wie immer im Leben: anders. Die Details spielen hier keine Rolle, jedenfalls blieb ich, wo ich war, studierte, arbeitete, hatte andere Dinge im Kopf. Und als ich es nun doch endlich geschafft hatte, saß ich da und brachte außer „*Oui*“ und „*Merci*“ und „*C'est vrai!*“ kein Wort heraus.

Als ich an diesem Abend meine Füße zwischen die fest gespannten Laken schob und mich nicht traute, sie einfach unter der Matratze hervorzuziehen, weil man hier nun einmal so schlief und ich, wenn ich in diesem Land leben wollte, versuchen musste, so zu werden wie sie, fasste ich zwei Entschlüsse. Erstens würde ich einen Sprachkurs belegen und zweitens musste ich so schnell wie möglich eine eigene Wohnung finden. In diesem Moment vermisste ich Georg sehr. „Lass dich nicht fertigmachen von denen“, hatte er zum Abschied gesagt. „Denk immer dran: Auch wir haben große Schriftsteller hervorgebracht.“

Ich lief viel umher in dieser ersten Zeit, trotz der für den Mai ungewöhnlichen Kälte, fuhr kreuz und quer durch die Stadt, verbrauchte unzählige Metrotickets, bis ich verstand, dass sie im *Carnet* – im Zehnerpack – billiger sind, und ver-

suchte, den Raum dieser Stadt zu ermessen. Louvre, Madeleine, Marais, Palais Royal, Place Vendôme, Croissants bei Fauchon, Tee in der Galerie Vivienne. Ich kaufte neue Schuhe. Natürlich brauchte ich keine, aber mit den Schuhen ist das so eine Sache bei mir. Ich kann schwer widerstehen. Diese jedenfalls waren sehr sexy, schwarz und mit so einem kleinen spitzen Absatz. Kurz, ich verhielt mich wie eine Touristin, und naiv wie ich war, glaubte ich, Paris auf diese Weise kennen zu lernen.

Nach einer Woche war ich bereits fix und fertig. Indem ich ihre Plätze abschnitt und Denkmäler besuchte, wollte ich diese Stadt begreifen. Aber Paris wäre nicht die Hauptstadt des Raffinements, wenn sie es einem so einfach machte. Sie stellt es schlauer an. Sie erlaubt es jedem, nach Lust und Laune in ihr herumzuspazieren, sie zu fotografieren und romantische Ansichten mit nach Hause zu nehmen. Ihre Seele aber wird man auf diese Weise nicht entdecken. Er ist flüchtig, der Geist von Paris, und weigert sich, freundlich lächelnd fotografiert zu werden. Was nicht bedeutet, dass man ihm nicht auch in der Warteschlange vor der von I. M. Pei gebauten Glaspypamide des Louvre, der längsten Schlange der Welt, begegnen kann, wenn dort zufällig mal ein Pariser steht und einem mit einem überaus höflichen „*Après vous*“ den Vortritt lässt.

Die Erkenntnis jedoch, dass es in der Regel nicht ganz so einfach ist, Paris zu verstehen, verdankte ich Gaetano. Er war Italiener, in Rom geboren, Sohn einer Französin und schlug sich in Paris als Fotograf durch. Ich lernte ihn im Metrotunnel unter der Place Charles de Gaulle kennen, nachdem wir etwa eine Stunde lang den gleichen Weg gehabt hatten. Nachdem ich zum dritten Mal hinter ihm eine dieser scheinbar unendlich langen Rolltreppen hinabgefahren war, kam er plötzlich auf mich zu und sagte: „Verfolgen Sie mich etwa?“

Ich lief knallrot an, brachte dann aber ein halbwegs selbstbewusstes „Nein, ich wohne hier“ hervor. „Schade“, sagte er nur. Ich war platt. Es war klar, dass jetzt irgendetwas von mir erwartet wurde. Aber was bloß?

Es war meine erste Begegnung mit diesem kleinen Schlagabtausch, irgendwo zwischen Flirt und Scherz, den der Franzose so liebt. Der nirgendwohin führen, aber unbedingt zu Ende gebracht werden muss. Gewonnen hat, wer das letzte Wort behält. Nur Anfänger scheitern so kläglich auf den ersten Metern wie ich damals. Jeder Franzose hätte mich an dieser Stelle links liegen gelassen, zumal wenn er Pariser gewesen wäre. Sie verachten Touristen nun einmal, jedenfalls solche, die nicht in der Lage sind, eine ordentliche *conversation* zu führen. Gaetano aber war selbst als Fremder in diese Stadt gekommen, und so hatte ich Glück.

„Was siehst du?“, fragte er mich, als wir ein paar Tage später auf der Aussichtsplattform des Kaufhauses Samaritaine standen. Was ich sah, war ein Meer von schiefergrauen Dächern, in dem wie Bojen die Wahrzeichen der Stadt schwammen. Sacré Cœur. Triumphbogen. Eiffelturm. Am Horizont die Türme von La Défense. „Sehr gut“, sagte er. „Aber weißt du, das alles ist nur die Oberfläche. „Das Herz“ – er griff sich an die Brust – „das Herz, das musst du suchen. Da unten! *Dans la Rue!*“ Dann sah er mich mit seinen römischen Augen traurig an: „Du wirst noch viele Schmerzen haben, bis du Paris kennst.“

Es würde Zeiten geben, in denen ich mich beinahe täglich an diesen Satz erinnerte. In denen ich diese wundervolle Stadt dafür hassen würde, dass sie es mir so schwer machte. Mir die kalte Schulter zeigte und es nicht einmal nötig hatte, mir einen einzigen Seitenblick zu gönnen.

Zunächst aber beschloss ich, Gaetano zu meinem Freund zu machen. Er hatte mir sieben Jahre Pariser Lebenserfah-